United States of Heroin

Rausch Eine nie da gewesene Drogenepidemie hat die ländliche US-Mittelschicht erfasst, Millionen sind abhängig von Heroin und Opioiden. Aus angeblich harmlosen Schmerzmitteln wurde ein nationaler Notstand. In Huntington, der Heroinhauptstadt, ist jeder Vierte süchtig.

Doktor Hershel Jick hatte eine große Wissenschaftlerkarriere hinter sich, als ihn vor gut zehn Jahren eine Vorladung von einem Gericht in Kentucky erreichte. Darin stand, das Gericht wolle ihn als Zeugen in einem Prozess gegen einen Pharmahersteller laden. Es ging um Opioide, Schmerzmittel und Sucht. Opioide? Sucht? Kentucky?

„Ich hatte keine Ahnung, was das mit mir zu tun haben könnte", sagt Jick und lässt sich im Arbeitszimmer seines Hauses bei Boston in einen Plüschsessel sinken, der schon bessere Tage gesehen hat. Hershel Jick ist heute 85 Jahre alt und hat sein Leben als Epidemiologe verbracht. Er untersuchte, was Menschengruppen und Gesellschaften krank macht. Jahrzehntelang hat er die erste Datenbank zur Arzneimittelsicherheit geleitet, weltweit, Tausende Patienten darin erfasst und nach versteckten Gesetzmäßigkeiten gefahndet. Er prüfte, ob es einen Zusammenhang zwischen Impfungen und Autismus gibt oder ob Aspirin vor Herzinfarkten schützt. Hick war eine Koryphäe. Was also wollten die in Kentucky von ihm?

In der Verhandlung ging es um einen damals neuen, mysteriösen Feind, ein Schmerzmittel namens Oxycontin, das in Wirklichkeit eine Art synthetisches Heroin war. Von Hunderttausenden Süchtigen war die Rede, deren Zahl weiter rasant wuchs. Der Prozess handelte von den Anfängen der größten Heroinschwemme, die die USA je erlebt haben, einer Plage, die inzwischen pro Tag an die hundert Todesopfer fordert. Ebenso viele Amerikaner sterben bei Verkehrsunfällen. Es ist eine Gesundheitskatastrophe, die seit dem Jahr 2000 rund 300 000 Menschen das Leben gekostet hat. Die Verwüstungen, die die Drogenwelle über manche Gegenden gebracht hat, waren womöglich mitschuldig daran, dass 2016 ein Kandidat namens Donald Trump zum Präsidenten gewählt werden konnte.

Der Richter fragte Hershel Jick nach einem Brief mit einem wissenschaftlichen Befund, den Jick Jahrzehnte zuvor, 1980, an das „New England Journal of Medicine" geschickt hatte. Dieser Brief hatte nur aus fünf Sätzen bestanden, die Überschrift lautete: „Sucht selten unter mit Narkotika behandelten Patienten". Heute sagt Jick: „Diese verdammten fünf Sätze. Ich wünschte, ich hätte den Brief nie abgeschickt."

Damals hatte ihn nur kurz interessiert, ob und wie Schmerzmittel süchtig machen, keine große Sache. In seiner Kartei fand er 11 882 Patienten, denen Morphiumpräparate verabreicht worden waren. Nur vier von ihnen waren den Akten zufolge süchtig geworden. Diese Erkenntnis sandte Jick an die Fachzeitschrift, die sie in ihrer Rubrik „Letters" publizierte, wo solche wissenschaftlichen Kurzmitteilungen regelmäßig stehen. Damit war die Sache für ihn erledigt.

Er erfuhr nichts davon, dass Jahre später, Ende der Neunziger, Marketingexperten eines kleinen Pharmaherstellers namens Purdue auf seinen Befund stießen und darin fanden, was sie brauchten. Purdue wollte ein opiatartiges Medikament namens Oxycontin als Wundermittel gegen alle Arten von Schmerzen auf den Markt drücken. Jicks Brief schien zu belegen, dass sich die Ärzte wegen der Suchtgefahr des Mittels keine Sorgen machen müssten.

Wie falsch diese Einschätzung war, davon kann heute der Sanitäter Gordon Merry III erzählen. Merry muss heute, 37 Jahre nach Jicks Brief, mit dessen fatalen Auswirkungen umgehen. Es ist ein früher Samstagmorgen, ein warmer Tag in Huntington in West Virginia, und eben ist über Funk der Notruf für die erste Heroinüberdosis des Tages eingegangen. Merry ist seit 43 Jahren Rettungssanitäter, inzwischen ist er Direktor des Rettungsdienstes im Cabell County, in dem die Stadt Huntington liegt. Er ist nur einen Kilometer von der Rettungsstation entfernt geboren, sein ganzes Leben hat er hier verbracht. Als Rettungssanitäter hat er einiges gesehen, aber was im Moment hier passiert, hat er ein Leben lang für unmöglich gehalten.

Heroinüberdosen sind für ihn inzwischen normal. Im Durchschnitt müssen er und seine Leute viermal pro Tag deswegen los. Knapp 30-mal in der Woche, alle sechs Stunden eine, Tag für Tag. Vier Überdosen täglich in einer Stadt mit gerade mal 49 000 Einwohnern. „Bald waren wir bei jedem mindestens einmal", sagt Merry.

Ein paar Wochen zuvor hatte das Gesundheitsamt von Huntington die Nachricht herausgegeben, dass in der Stadt über 10 000 Menschen von Heroin oder anderen Opioiden abhängig sind. Das bedeutete jeder vierte Einwohner.

Seine Leute, sagt Merry, können nicht mehr. Er hat einen Spezialisten besorgt, einen Therapeuten, der mit den Sanitätern die Erlebnisse aufarbeiten soll. Der Kampf gegen das Heroin ist eine frustrierende und eintönige Arbeit. Anders als bei anderen Unfällen sind die Geretteten meist anschließend nicht dankbar, sondern wütend. Sobald die Sanitäter beim bewusstlosen Opfer ankommen, injizieren sie Narcan, ein Gegenmittel, das die Wirkung der Droge an den Rezeptoren im Gehirn innerhalb weniger Minuten blockt. Die Folge ist ein unmittelbarer Entzug. Der Überdosierte kommt zu Bewusstsein und fühlt sich miserabel. Also beschimpft er den Sanitäter. Manche werden gewalttätig.

Oft retten die Sanitäter den gleichen Abhängigen drei Tage später erneut, manchmal noch am selben Tag. Sie sind die Ers-' ten vor Ort, oft in verwahrlosten Häusern, wo sie in herumliegenden Spritzen knien, wo Kinder schreien, die seit Tagen nichts gegessen haben. Genauso fahren sie in die reichen Gegenden, in die Hügel im Norden der Stadt, wo eine 16-jährige Tochter im Wohnzimmer liegt. Oder sie halten bei liegen gebliebenen Autos am Straßenrand, wenn der Fahrer kurz vor Fahrtantritt überdosiert hat.

In East Liverpool, ebenfalls am Ohio River ein paar Hundert Kilometer flussaufwärts, ist ein Foto entstanden, das um die Welt ging: Es zeigt eine Situation in einem Auto, ein Mann um die fünfzig hinter dem Steuer, noch angeschnallt, der Kopf in den Nacken gefallen, der Mund halb geöffnet, weggetreten; auf dem Beifahrersitz eine Frau ungefähr gleichen Alters im Tanktop, eine Tätowierung über der rechten Brust, ebenfalls bewusstlos. Hinten auf der Rückbank schaut aus einem Kindersitz ein vielleicht vierjähriger blonder Junge. Er trägt



Überdosisopfer in East Liverpool, Ohio: Gehören inzwischen zum Straßenbild

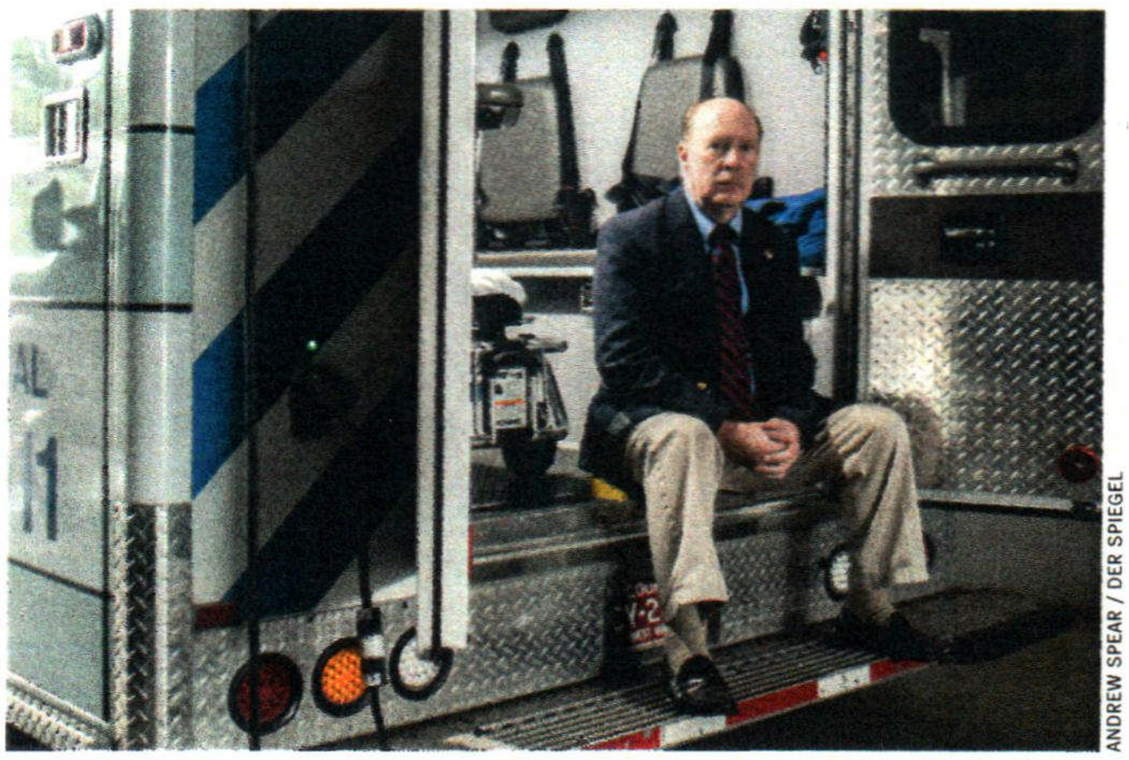
ein buntes T-Shirt mit einem Krokodil drauf. Das Schlimmste ist vielleicht, dass der Junge nicht einmal weint. Er schaut bloß. Die Stadt East Liverpool hat das Foto auf ihrer Facebook-Seite veröffentlicht.

In Huntington, auf der Hauptstraße, gibt es Lily's Place. Es ist eine Einrichtung für Babys, die von heroinsüchtigen Müttern geboren wurden. Wenn ein Viertel der Bevölkerung abhängig von Opioiden ist, sind es auch sehr viele Neugeborene. In Lily's Place machen sie ihren ersten Entzug. Überdosisopfer gehören in diesem Stadium der Opioidkrise in Städten wie Huntington zum Straßenbild. Ganz normale Menschen kollabieren in Einkaufzentren, auf Parkplätzen der Motels, auf der Toilette von Walmart oder an Tankstellen.

Ein paar Tage zuvor, sagt Merry, seien die Kollegen zu einem Baseballfeld gerufen worden, das erste Kindertraining der Saison, viele Eltern waren gekommen, um zuzuschauen. Ein Elternpaar lag bewusstlos im Gras, es hatte zuvor noch ein bisschen Heroin genommen.Jeder in Huntington hat mindestens einen engen Freund oder Verwandten, der von Heroin abhängig oder daran gestorben ist. Doch weil die überdosisbedingten Zusammenbrüche überall und ständig passieren, verlieren sie ihren Schrecken. Irgendeiner wird schon vorbeikommen und den Notarzt rufen. Merry sagt, er gehe auch privat nicht mehr ohne einen Narcaninjektor aus dem Haus.

Der Staat West Virginia hat die höchste Anzahl von Überdosen in den gesamten USA, alle zehn Stunden stirbt hier ein Mensch daran. Heroinsucht führt in fast allen Fällen zur Verwahrlosung, und doch sehen die Süchtigen in Huntington nicht aus wie das über Jahrzehnte gewachsene Stereotyp des Heroinjunkies, der immer auch Teil einer Gegenkultur war, mit langen dünnen Haaren und Röhrenjeans: Keith Richards, David Bowie, Jimi Hendrix, Jim Morrison, Kurt Cobain, Amy Winehouse bis hin zu den „Kindern vom Bahnhof Zoo", sie alle haben das Bild des Heroinsüchtigen geprägt, in dessen Sucht auch eine Absage an die herrschenden Zustände, an die Gesellschaft, das Vorstadtleben oder was auch immer mitschwang. Das ist hier mitnichten so. In West Virginia hat 69 Prozent der abgegebenen Stimmen Donald Trump erhalten. Die neuen Junkies sind Trump-Wähler aus der Mitte der Gesellschaft. Sie sind, wie in West Virginia generell, fast alle weiß, sie sind Einheimische, viele hatten vorher bescheidene Jobs. Wenn in Huntington jemand unter sechzig stirbt und die Todesursache nicht genannt wird, weiß jeder, dass der Betreffende durch eine Überdosis umgekommen ist. Wenn Merry und seine Kollegen mit ihrem Notarztwagen vor einem Haus halten, denken die Nachbarn zuerst an Heroin. Es ist im Cabell County die To-

desursache Nummer eins bei unter Fünfzigjährigen, noch vor Krebs.
Die wenigsten Bewohner von Huntington haben gleich mit dem Heroin angefangen. Die meisten sind zunächst von opioidhaltigen Schmerzmitteln abhängig geworden wie Oxycodon mit seinem Markennamen Oxycontin, das eine ähnliche Molekülstruktur wie Heroin aufweist. Diese Schmerzmittel haben Anfang des Jahrtausends die USA überschwemmt und bislang Millionen Süchtige hinterlassen.
Wie das passieren konnte? Hier kommt Doktor Jick und sein Brief wieder ins Spiel. Bis Ende der Neunzigerjahre wurden Opioide fast ausschließlich im Krankenhaus bei schweren Operationen benutzt. Doch um die Jahrtausendwende haben Ärzte begonnen, es häufiger zu verschreiben; nach Knieoperationen, nach Entfernung der Weisheitszähne, bei Sportverletzungen.
Auch Jeremy Carico aus Huntington hat es auf Rezept bekommen. Er ist im Jahr 2009 mit seinem Motorrad auf nassem Laub ausgerutscht, hat sich dabei die Schulter lädiert, schmerzhaft, aber eigentlich nichts Kompliziertes. Acht Jahre später sitzt Carico im Garten der Entzugseinrichtung Recovery Point in Huntington, untergebracht in den Baracken einer alten Fabrik. Er ist jetzt 30 und inzwischen fast ein Jahr hier, er ist seit fast einem Jahr herunter vom Heroin, inzwischen darf er als Tutor mit den Neuankömmlingen arbeiten. Kein Grund, besonders optimistisch zu werden, sagt er. Er war schon häufiger hier, ist jedoch immer wieder getürmt, um sich Heroin zu besorgen, Heiligabend einmal, Silvester ein andermal.
Carico deutet die Straße hinunter zu einem runtergekommenen Haus etwa hundert Meter entfernt, in dem ständig Leute ein und aus gehen.
„Das ist ein Dealerhaus", sagt Carico.
Gegenüber der Therapieeinrichtung?
„Klar", sagt Carico. „Macht doch Sinn."
Er muss dann zum Telefondienst und schlurft mit Badelatschen, die er mit Tennissocken trägt, „Junkie-Style", wie er sagt, nach drinnen. Der Apparat klingelt häufig. Jedes Mal sind verzweifelte Menschen in der Leitung, die um einen Platz für ein Kind, einen Bruder oder die Eltern bitten. Die Warteliste ist lang.
Jeremy Carico ist in einem großen Haus mit Pool im Süden der Stadt aufgewachsen, er kommt aus einer der wenigen Oberschichtsfamilien in Huntington. Nach seiner Operation hat der Arzt Carico eine Packung Oxycodon mit nach Hause gegeben. Das Schmerzmittel hat ihm gefallen, schon vor dem Unfall hat Carico gern getrunken, manchmal auch Kokain genommen.
Als die erste Packung Oxycodon leer war, hat er noch zweimal ein Rezept bekommen, danach war Schluss. Es war die Zeit um 2010, als in Ohio, Kentucky und West Virginia die Behörden begannen, gegen Ärzte vorzugehen, die Geschäfte machten mit den Tabletten. Auch die sogenannten Pill Mills wurden geschlossen. Pill Mills, „Pillenmühlen", waren Arztpraxen, die noch nicht mal mehr ein Behandlungszimmer hatten. Es gab nur ein stets mit Junkies überfülltes Wartezimmer und einen Arzt, der in einem Besprechungszimmer im Minutentakt Rezepte für Oxycodon ausstellte, 250 Dollar, cash only. Die landesweit erste Pill Mill war in Portsmouth, eine halbe Stunde von Huntington entfernt. Die Staaten Ohio, West Virginia und Florida wurden wegen ihrer laschen Strafverfolgung von Pillendoktoren und der großen Nachfrage durch die Bevölkerung zum Dorado für die Pill Mills und blieben es jahrelang. Süchtige und Dealer reisten aus dem ganzen Land an. Auch deswegen ist dieser Teil des Landes besonders schwer von der Epidemie betroffen.
Als Caricos Packung leer war, wurde ihm übel, wie ihm noch nie zuvor übel war, er begann zu schwitzen und spürte einen nahezu unerträglichen Kopfschmerz, Entzugserscheinungen. Carico kaufte die Pillen fortan auf dem Schwarzmarkt, den es überall in Huntington gab. Eine Oxy, wie die Pillen auf der Straße genannt wurden, kostete 80 Dollar. Eine davon pro Tag war das Minimum, zwei waren besser, machte 160 Dollar am Tag.
Eine Dosis Heroin hingegen, die die Entzugserscheinungen verschwinden ließ, kostete 10 Dollar auf der Straße. Es war klar, dass es wirtschaftlicher Irrsinn war, weiter die teuren Medikamente zu kaufen. Genauso wie es sich als wirtschaftlich unvernünftig herausstellte, die Droge stets durch die Nase zu nehmen. Mit der Nadel in die Vene war viel effektiver. Carico, der immer noch mit dem teuren Chrysler durch Huntington fuhr, den seine Großeltern ihm zum Studium geschenkt hatten, war nun ein Junkie. Gibt er dem Arzt die Schuld, der ihm acht Jahre zuvor viel zu lange Oxycodon verschrieben hat, ein Mittel, von dem man nach einer Woche abhängig werden kann? Carico überlegt. Dann sagt er: „Ich weiß nicht. Irgendwie wollte ich es ja auch."
Da liegt der Unterschied zu den Patienten aus Hershel Jicks Kartei. Die waren alle alt, schwer krank und lagen stationär im Krankenhaus. Natürlich gehen die nicht los, um sich auf dem Schwarzmarkt Nachschub zu holen.


ANDREW SPEAR / DER SPIEGEL

Rettungsdienstdirektor Merry: Vier Überdosen täglich

Joseph Audette fragt sich häufig, ob er sich schuldig gemacht hat. Er ist heute der Leiter der Schmerzambulanz in Boston und hat die Krise, die nun Städte wie Huntington im Griff hat, von Anfang an miterlebt. Er selbst hatte sich nach einem Unfall mit seinem VW-Käfer mit Rückenschmerzen gequält und wusste, wie dringend bei Schmerzen bessere ärztliche Hilfe nötig war. So hat er sich als angehender Arzt für die Schmerzmedizin entschieden.
Er begann, Schmerzkonferenzen zu besuchen, und merkte, dass er nicht allein war. Es herrschte Aufbruchstimmung unter Medizinern, die Rede war von einem Notstand, von einer dramatischen Unterversorgung der amerikanischen Schmerzpatienten. Die Weltgesundheitsorganisation hatte Schmerzfreiheit zu einem Menschenrecht erklärt, und Mediziner wie Audette sollten dieses Recht garantieren. 1996 brachte Purdue, ein bis dahin wenig bekannter Pharmahersteller, Oxycontin auf den Markt. „Das richtige Mittel zum richtigen Zeitpunkt", konstatiert Audette trocken.
Die grünen Pillen enthielten nur noch Oxycodon und boten eine entscheidende Neuerung. Sie schütteten den Wirkstoff zeitverzögert über zwölf Stunden hinweg aus, sodass ein Kick ausbleiben sollte. Deshalb sei Sucht nicht zu befürchten, behaupteten die Purdue-Vertreter. „Es ist schlimm, wenn Patienten leiden, und man kann ihnen nicht helfen", sagt Audette. Mit Oxycontin aber war es anders: „Es wirkte."
Und die Fachleute, deren Vorträge Audette auf den Konferenzen hörte, zitierten den renommierten Forscher Hershel Jick aus Boston und die Ergebnisse aus dessen Datenbank. Im Jahr 2001 wurde Schmerz



ANDREW SPEAR / DER SPIEGEL

Brennpunkt Marcum Terrace in Huntington, West Virginia: Hier können Dealer ihr Heroin doppelt so teuer verkaufen wie in Detroit

in den USA als fünfter Vitalwert anerkannt (neben Puls, Blutdruck, Temperatur, Atmung), der erfasst, bewertet und bei Abweichungen behandelt werden müsse. Ärzte gerieten durch Patientenbewertungssysteme unter Druck, wenn sie sich weigerten,die neuen Schmerzmittel zu verschreiben.Und wenn sich doch Zweifel am Segen der neuen Mittel regte, war ein Pharmavertreter zur Stelle, um sie zu zerstreuen.Irgendwann bemerkte Audette, dass die Verheißungen der Industrie nicht zusammenpassten mit dem Alltag in seiner Praxis. Vielen Patienten gingen die Medikamente vorzeitig aus. Sie hatten ihre Brieftasche verloren, Kaffee über das Rezept geschüttet, der Hund hatte es gefressen immer abstruser wurden die Vorwände.Audette konnte zusehen, wie seine Patienten nervöser und fahriger wurden. Je länger sie die Opioide nahmen, desto schlechter schien es ihnen zu gehen. „Irgendwann fielen ihnen die Zähne aus." Als Audette die Leitung der Schmerzambulanz in Boston übernahm, war das Desaster, das die Schmerzmedizin angerichtet hatte, nicht mehr zu leugnen. Denn Oxycontin-Pillen — kurz Oxys, Hillbilly Heroin, OC — hatten einen Fehler oder, je nach Betrachtungsweise, einen Vorteil: Wenn man sie zerhackte, ging die zeitverzögerte Ausschüttung verloren, und die Wirkung setzte mit einem Mal ein, was zu einem schnellen High führte. Außerdem konnte man sie so durch die Nase ziehen oder aufkochen und spritzen, was die Wirkung verstärkte. Oxys waren besser, reiner,kontrollierbarer und damit ungefährlicher als Heroin. Jahr für Jahr kamen Hunderttausende Süchtige dazu, doch die Epidemie blieb weitgehend unbemerkt. Es gab keine Drogengangs, keine Schießereien,keine Gettos in L. A. oder New York. Es gab nur einen Haufen süchtiger Kleinstädter auf den Parkplätzen vor den Pill Mills.Die Dealer waren häufig ältere Patienten, die große Mengen von Oxycontin nach einer Knieoperation verschrieben bekommen hatten und die Pillen nun verkauften.Als 2010 die Pill Mills nach und nach dichtgemacht wurden, kamen viele Ärzte vor Gericht. Aber es war zu spät. Aus tablettensüchtigen Hausfrauen waren Junkies geworden.

Jeden Mittwoch sperrt die Stadt Huntington die Türen des Gesundheitsamtes auf und empfängt ihre abhängigen Bürger. Sie können hier ihre dreckigen Spritzen gegen frische austauschen und sich ihren Injektor mit dem Gegenmittel Narcan wieder auffüllen lassen.Viele Abhängige tragen das Gegenmittel sicherheitshalber mit sich herum.Seit einiger Zeit hat es die Stadt wie das ganze Land mit einem weiteren Feind zu tun, einem Stoff, der bis zu 50-fach wirkmächtiger ist als Heroin: Fentanyl. Nach Oxycodon und dem Umstieg auf Heroin steht Fentanyl, ein hochpotentes Narkotikum, für die dritte und tödlichste Welle der Epidemie. Spätestens seitdem bekannt wurde, dass der Popsänger Prince im April vergangenen Jahres an einer Überdosis Fentanyl gestorben war, ist die Substanz als gefährliches Suchtmittel berüchtigt. Mehr als ein Dutzend Varianten sind inzwischen im Umlauf, jeweils mit etwas anderen chemischen Eigenschaften. Unentwegt tüfteln Chemielaboranten in China neue Verbindungen aus, oft werden diese dann mit dem Versprechen besonderer Rauscherlebnisse im Darknet vermarktet. Weil es so stark ist, reichen geringe Mengen, man braucht keine Schiffscontainer mehr, um es aus China herzuschaffen. Das Fentanyl kommt per FedEx nach Detroit, von dort mit dem Greyhound-Bus nach Huntington.
Die Sanitäter des Rettungsdienstes im Nachbarort Ashland, der gleich hinter der Grenze zu Kentucky liegt, haben ihren eigen internen Kalender. Wenn der Bus aus Detroit am Freitag in Huntington ankommt, ist am Samstag mit einem Überdosisanstieg in Huntington zu rechnen, rund zwei Tage später dann, spätestens am Montag, in Ashland. Bei den Dealern aus Detroit heißt Huntington „Moneyington", Ashland nennen sie „Cashland". Denn hier, so berichtet es die Polizei, kön-



Entzugseinrichtung Recovery Point in Huntington ▪ Die Warteliste ist lang

nen sie ihr Heroin doppelt so teuer verkaufen wie in Detroit. Die Dealer sind fast alles Afroamerikaner. Ihre Kunden fast alle weiß. Die Dealer seien herablassend, sagen die Süchtigen.

Früher waren sie stolze Leute hier in Huntington, sie nannten sich Hillbillys, waren stark, stur und mit einem unbändigen Willen ausgestattet. In Huntington hatte es starke Leute gebraucht, denn hierher wurde die frisch abgebaute Kohle aus ganz West Virginia mit der Eisenbahn transportiert, um dann auf Schiffe verladen und über den Ohio River in die ganze Welt verschickt zu werden. Huntingtons Wohlstand gründete sich auf Kohle, Stahl und die Eisenbahn. In den Achtzigerjahren haben die Kohleöfen und Stahlwerke zugemacht oder die Arbeit mehr und mehr von Maschinen erledigen lassen, immer weniger Güterzüge rollten über die Eisenbahnschienen. Die Einwohnerzahl hat sich in den vergangenen 50 Jahren fast halbiert, das Durchschnittseinkommen hier liegt deutlich unter dem im Rest der USA. Es gibt so gut wie keinerlei Ausländer in Huntington, wie überhaupt in West Virginia: weniger als ein Prozent, die geringste Quote im ganzen Land. Man ist hier unter sich.

Bei der letzten Präsidentschaftswahl wurde die Gegend dann als „Rustbelt" in der ganzen Welt berühmt. Hier saßen angeblich jene Menschen, die sich vor Jahrzehnten aus der politischen Öffentlichkeit verabschiedet hatten, um nun als Trump-Wähler wieder an die Oberfläche geschwemmt zu werden. Es ist nicht frei von Tragik, dass der von ihnen gewählte Präsident ihnen nun mit Medicaid ausgerechnet jene Krankenversicherung wegnehmen will, die bisher die Behandlung ihrer Sucht bezahlt hat. Bislang sind die Republikaner zwar gescheitert bei ihren Bemühungen, das Gesundheitssystem von Trumps Vorgänger, Obamacare genannt, abzuschaffen. Aber sie geben nicht auf.

Die Menschen hier sind auch ohne das Drogenproblem ungesünder als im Rest des Landes: Herzkrankheiten, Krebs, Diabetes, Fettleibigkeit — Huntington hat mit die schlechtesten Werte des Landes. Im Jahr 2008 wurde Huntington offiziell als die „fetteste Stadt Amerikas" mit den meisten adipösen Menschen identifiziert; heute ist sie die süchtigste Stadt. Und all das spielt sich vor der mitunter schönsten Landschaft Amerikas ab, den Appalachen, Wälder, Hügel, der mächtige Ohio River.

Wer ist schuld an der Epidemie? Wer soll die gewaltigen Folgekosten bezahlen? Der Oxycontinhersteller Purdue, der mithilfe von Jicks Studie die Suchtrisiken verschleiert hatte?

Schon vor zehn Jahren, als die wahren Ausmaße der Opioidwelle noch gar nicht abzusehen waren, hat die US-Regierung das Pharmaunternehmen verklagt. Purdue gab damals zu, dass Mitarbeiter über Jahre hinweg Ärzte und Behörden wissentlich über die Suchtgefahr von Oxycontin in die Irre geführt hatten, und erklärte sich bereit, 600 Millionen Dollar zu zahlen.

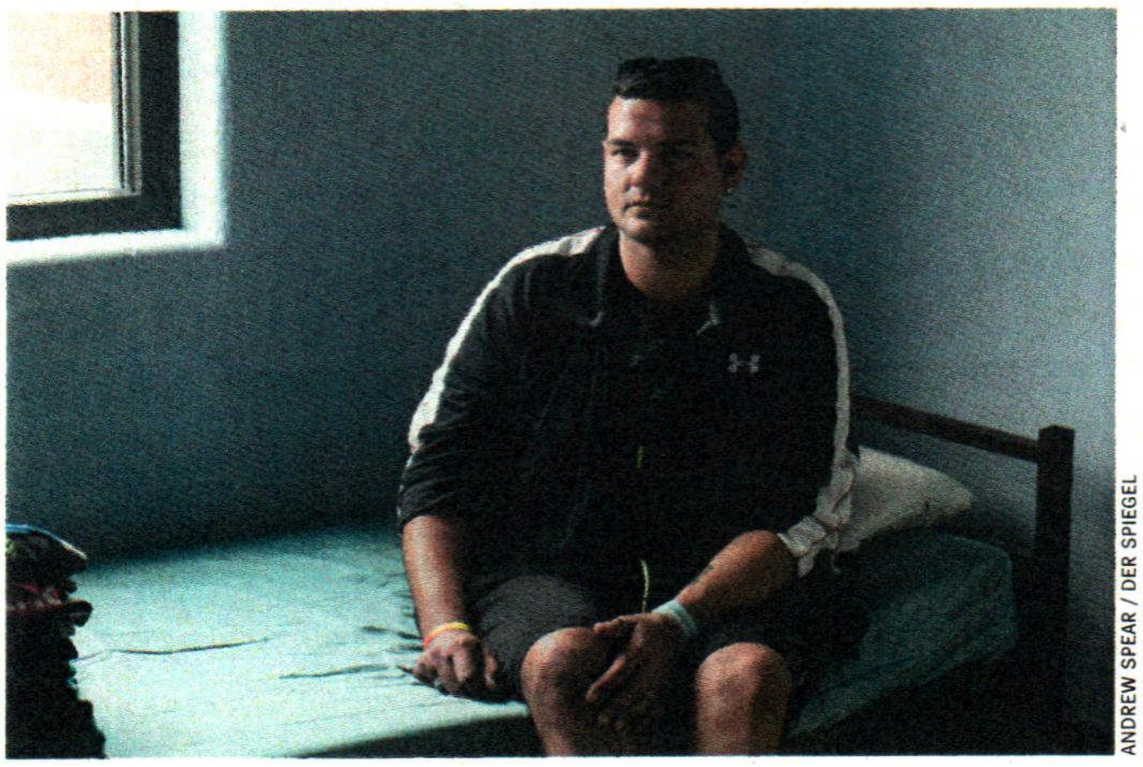
Seit Anfang dieses Jahres gibt es eine neue Klagewelle. In ihrer Verzweiflung haben sowohl die Stadt Huntington als auch das Cabell County und weitere betroffene Landkreise nicht den Hersteller, sondern die Händler der Oxycodonpillen verklagt, darunter die großen amerikanischen Drogerieketten CVS, Rite Aid oder Walmart.

Die Auslieferer hätten, so argumentiert der Huntingtoner Anwalt Paul Farrell, der die Klage für das Cabell County führt, eine Art Sorgfaltspflicht, den Behörden zu melden, wenn eine Apotheke verdächtig große Mengen von Oxycodon bestellt. In Cabell County, so Farrells Klageschrift, leben 96 000 Menschen. Diese 96 000 Menschen wurden von den Pharmafirmen zwischen 2007 und 2012 mit 40 Millionen Opioidpillen versorgt. Das sind 80 Pillen pro Einwohner im Jahr.

Das seien „verdächtige Bestellungen", die der amerikanischen Drogenvollzugsbehörde DEA hätten gemeldet werden müssen. In der Klageschrift schrieb Anwalt Farrell, die Drogerieketten hätten „Pandoras Büchse geöffnet und einen anscheinend unerschöpflichen Nachschub an verschreibungspflichtigen Opiaten im Cabell County zugänglich gemacht und damit die Epidemie angefüttert und Milliarden von

Dollar verdient". Natürlich weisen die Händler die Vorwürfe zurück. Was können denn sie dafür? Der Markt habe die Pillen verlangt.

Dies ist nicht die erste Heroinwelle, die Amerika erlebt, aber die größte. Die letzte, viel kleinere, datiert aus den Siebzigerjahren, war nur an den Rändern der Gesellschaft und vor allem in den No-go-Areas von New York und Los Angeles zu spüren. Damals hat Präsident Richard Nixon den „War on Drugs" ausgerufen, was vor allem bedeutete, dass die männliche schwarze Bevölkerung aus sozial schwachen Gegenden ins Gefängnis gesperrt wurde. Später kam Crack. Da bestand der Krieg gegen die Drogen darin, mit Special Forces in Ländern wie Kolumbien oder Mexiko Drogenbosse zu jagen.
Das amerikanische Amt für Drogenpolitik in Washington beschäftigt 120 Mitarbeiter und hat ein Jahresbudget von 388 Millionen Dollar. Es kann Forschungsprojekte finanzieren, Beihilfen für Städte wie Huntington gewähren, Präventionsprogramme und Therapieeinrichtungen bezahlen.
Die Behörde kontrolliert auch die Mittel im Kampf gegen Drogen für das Gesundheits- oder das Justizministerium. Insgesamt wird hier über die Verwendung von 30 Milliarden Dollar entschieden. Anfang Mai wurde allerdings öffentlich, dass Präsident Donald Trump der Behörde 95 Prozent ihres Budgets streichen wollte. Das war überraschend, denn noch kurz zuvor hatte Trump angekündigt, die Massensucht einzudämmen.Auch auf anderer Ebene wird diesem neuen „War on Drugs" womöglich der Geldhahn zugedreht. Sollte es Trumps Partei doch noch gelingen, Obamas Gesundheitssystem abzuschaffen oder auszuhöhlen, wäre das ein schwerer Schlag im Kampf gegen die Drogenkrise. Bislang sind 70 Millionen ärmere Patienten über das staatliche Programm Medicaid versichert,das unter anderem die Kosten für Medikamente zur Suchtbehandlung übernimmt.Ohne Medicaid wären Suchtpatienten auf sich selbst gestellt, sie müssten dann entweder eine eigene Versicherung abschließen oder Arzneien und Therapien selbst bezahlen. Das würden die wenigsten tun.
Am 31. Juli hat die „Kommission zum Kampf gegen Drogenabhängigkeit und die Opioidkrise" den Präsidenten aufgefordert, einen nationalen Notstand zu verhängen, um die Epidemie zu bekämpfen. Trump zögerte zunächst, bis er vergangenen Donnerstag doch ankündigte, dass er den Notstand verhängen werde.
Das Übel wird von außen über die Menschen in Huntington hereingebracht, davon ist der Sanitäter Gordon Merry überzeugt. Von Dealern aus Detroit, von Pharmafirmen an der Ostküste oder der Politik aus Washington. Wenn man Merry oder eigentlich jeden anderen Bewohner Huntingtons fragt, wie es so weit kommen konnte, erhält man stets die gleiche Antwort: weil Obama die Kohlegruben geschlossen hat. Ohne Obama gäbe es noch Jobs, und gäbe es noch Jobs, hätten die Menschen nicht anfangen müssen, Oxycontin zu nehmen. Und dann hätte die Regierung auch den Oxycontinnachschub gekappt, indem sie die Pill Mills geschlossen und so die Menschen zum Heroinkonsum gezwungen hätte.
Wer einige Tage in Huntington verbracht hat, gewöhnt sich rasch an den Anschein von Normalität einer Stadt, die gelernt hat, mit ihren Abhängigen zu leben, sie ins Stadtbild zu integrieren.
Doch nur wenige Hundert Meter von der Cabell-County-Rettungsdienststation entfernt, dort, wo Gordon Merry als Kind gespielt hat, liegt eine ehemalige Siedlung für Veteranen des Zweiten Weltkriegs, die heute Sozialwohnungen beherbergt und als Marcum Terrace berüchtigt ist. Als im August vergangenen Jahres der weltweite Rekord von 28 Überdosen innerhalb von vier Stunden in Huntington erreicht wurde, CNN darauf seine Übertragungswagen schickte und Huntington bald im ganzen Land als Heroinhauptstadt bekannt machte, kam der Stoff aus den Baracken in Marcum Terrace. Wenn Huntington und die umliegenden Städte Portsmouth oder Ashland Krisengebiet sind, dann ist Marcum Terrace Ground Zero.
Rund tausend Menschen leben hier unter der Armutsgrenze, Schwarze und Weiße zusammen, fast jeder ist abhängig. Auf den Straßen liegen orangefarbene Plastikkappen von den Spritzen. Die meisten Menschen sitzen oder liegen im Freien vor ihren Baracken. Hier kommt das meiste Heroin für Huntington an, hier wird es umgeschlagen. Die Illusion von Normalität, die Huntington im Rest der Stadt aufrechterhält, hier endet sie.
Vor einem Flachbau ist ein alter, ausrangierter Leichenwagen geparkt, er gehört Dwayne Woods, einem ehemaligen Rocker. Woods ist hergekommen, um die Leute aufzurütteln, er möchte hier ein Entzugscenter aufbauen, im Auge des Sturms.
Draußen läuft eine junge Frau vorbei, vielleicht Anfang zwanzig. Sie zieht einen Kühlschrank auf Rädern am Stromkabel hinter sich her, verschwindet irgendwo. Nach einer halben Stunde kommt sie mit dem Kühlschrank wieder zurück. Sie habe ihn wohl verkaufen wollen, sagt Woods, um an Geld für Drogen zu kommen — erfolglos. Wenig später ist die Frau erneut zu sehen. Jetzt zieht sie einen Bürostuhl, auf den sie einen kleinen Schreibtisch gebunden hat. Offenbar findet sie diesmal einen Käufer, denn später am Nachmittag kommt sie ohne die Möbel zurück. Dann verschwindet sie in einer Baracke gegenüber von Woods' Center. „Da kauft sie jetzt Heroin", sagt Woods.
Nach einer Minute tritt die Frau aus der Baracke ins Freie und entfernt sich schnell.



ANDREW SPEAR / DER SPIEGEL

Früherer Heroinkonsument Carico: „Irgendwie wollte ich es ja auch"

Ein paar Wochen später, Anfang August, hat sich der Präsident schließlich doch persönlich aufge- macht nach Huntington.Dort haben sehr viele Menschen ihn gewählt. Jetzt benötigten sie seine Hilfe. Doch was Donald Trump wirklich von Leuten wie ihnen denkt,war kurz zuvor bekannt geworden. In einem öffentlich gewordenen Telefonat mit dem Präsidenten von Mexiko gestand Trump, er habe in New Hampshire, einem Bundesstaat mit ähnlichem Heroin- problem, vor allem deswegen so viele Stimmen bekommen,weil es ein„drogenverseuchtes Nest" sei.In Huntington verlor Trump lieber kein Wort über Oxys, Heroin, Fentanyl und all diese unerfreulichen Dinge. Erst vor ein paar Tagen, während seines Golfurlaubs in New Jersey, erklärte er, wie er die Krise meistern wolle. Man müsse den Leuten klarmachen, Drogen zu nehmen sei „really bad". Wirklich schlecht. Sie sollten am besten gar nicht damit anfangen.

Johann Grolle, Philipp Oehmke, Christoph Scheuermann
Twitter: @oehmke